

Burkhard Gladigow

THEOGONIEN, KOSMOGONIEN, ANTHROPOGONIEN

Religiöse Deutungsmuster und ihre Konsequenzen

1 Thema und Fragestellung 2 Typen und Modellvorstellungen 2.1.1 Kosmogonien als Theogonien 2.1.2 Genealogie und Sukzession (Zeugen, Selbsterzeugen, Entlassen) 2.2 Füllung der Welt und Tendenz zur plenitudo 2.3 Das "Königtum im Himmel" 2.4 Himmel-Erde-Trennung 2.5 Komplexe Kosmogonien und handwerkliche Muster 2.6 Kosmogonie im Kampf: Opposition und Antagonismus 2.7 Technomorphe Muster und die "Urstoffe" 3 Anthropogonien 3.1 Ort der Anthropogonien im kosmogonischen Schema 3.2 Die menschliche Existenz 4 Grenzprobleme und ihre Konsequenzen 4.1 Das Zentralitätsbewußtsein und die "Mehrheit der Welten" 4.2 Schöpfung versus Pantheismus

Meine Damen und Herren,

1 Ich beginne den Überblick über das Thema Theogonien, Kosmogonien, Anthropogonien mit einer Analyse einiger Beispiele aus der griechischen Religionsgeschichte. Die griechische Religionsgeschichte scheint mir für eine Einführung besonders gut geeignet, weil von den Griechen einerseits die orientalischen, gemeinmediterranen Muster rezipiert wurden - in deren Kontext auch die altisraelitischen Vorstellungen stehen - andererseits im Repertoire der verschiedenen Segmente griechischer Kultur relativ schnell ein breites Spektrum an Alternativen entfaltet wurde.

2 Typen und Modellvorstellungen

2.1.1 Der Grundtyp der archaischen griechischen Kosmogonie, wie sie uns ausgeführt bei Hesiod vorliegt, ist identisch mit einer Theogonie. Jene anfänglichen Potenzen, mit deren Entstehung die "Welt" beginnt, sind trotz aller Gestaltlosigkeit Gottheiten, ihr kosmogonisches Nacheinander und Auseinander stellt sich somit in der klassischen mythischen Form der Genealogie dar. Die Genealogie ist augenscheinlich das früheste spekulative Instrument von Welterklärung und Weltperiodisierung.

Das Seiende ist für den archaischen Betrachter und Erklärer vor allem etwas Gewordenes: Werden ist aber zunächst kein Akt einer Schöpfung ex nihilo, Akt eines gestaltenden Willens, sondern gebären und zeugen. Stufen der Weltentstehung sind somit identisch mit den

Geschlechterfolgen der Götter. Die Qualitäten der seienden Dinge und Ordnungen ergeben sich auf diese Weise letztlich aus so und so gearteten Verwandtschaftsverhältnissen.

Die angesprochenen Grundmuster lassen sich nun sehr gut an

Hesiods Theogonie zeigen, dem einzig erhaltenen Werk dieser Gattung in der frühen griechischen Epoche. Hesiods Werk ist ohne Zweifel eine Kosmogonie in der Form einer Göttergenealogie. Der Mythos wird durch die genealogische prinzipielle Frage an die Musen eingeleitet, Vers 115,

"Sagt mir Musen..., was (oder wer) als erstes entstand von ihnen"

Der Sachteil der Theogonie beantwortet diese Frage

"Zuerst entstand das Chaos, dann die breitbrüstige Erde, aller Unsterblicher fester Sitz". Als drittes Urwesen entsteht schließlich noch Eros, der schönste der unsterblichen Götter.

Aus dem Chaos gehen Erebos und Nyx hervor, die Finsternis und die Nacht. Nyx und Erebos gehen eine Verbindung ein, aus der Aether und Hemere, Tag und Himmelshelle, entspringen. Wir kommen also zunächst auf folgendes Stemma:



2.1.2 Verschiedene Dinge können schon auf dieser Stufe des kosmogonischen Mythos deutlich werden: Die Ursprünge Chaos und Eros und Gaia stehen in keinerlei genealogischer Verbindung miteinander. Es liegt also keine der später so betitelten Chaoskopogonien vor. Chaos ist hier die klaffende Leere, eine gestaltlose Potenz. Es ist unschwer zu erkennen, daß auch die Nachkommen des Chaos gestaltlos und negativ sind - im Gegensatz zu den Nachkommen der Gaia, die gestalthaft und ordnungsschaffend sind. Ferner ist schon jetzt die Abfolge von "aus sich entlassen" und geschlechtlicher Fortpflanzung zu beobachten. Das Chaos "entläßt" zwar Erebos und Nyx aus sich, ohne fremde Mitwirkung, Erebos und Nyx gehen jedoch unter dem Einfluß des kosmogonischen Eros eine Verbindung ein: Aus der geschlechtlichen Verbindung der negativen

Potenzen geht etwas Positives hervor: der Tag und die Himmelshelle. Das bedeutet nicht weniger, als daß der Tag eine Tochter der Nacht ist und der strahlende Himmel ein Sohn der Finsternis: Das positive Sein grenzt sich aus dem negativen gestaltlosen ab, philosophisch gesprochen das Nicht-Sein geht dem Sein voraus.

Gaia (ich folge in der Darstellung, auch in Rhythmus und Abfolge, noch immer Hesiod) bringt aus sich Uranos, den Himmel , hervor, daß er sie gänzlich umhülle, die großen Berge und Pontos, das wüste Meer, ohne verlangende Liebe, wie Hesiod betont. Wir haben also auch auf der Seite des Begrenzten, Gestalthaften in der ersten Phase eine unilaterale Fortpflanzung. Erst in einer zweiten Phase verbindet sich unter dem Einfluß des kosmogonischen Eros Gaia mit Uranos und es gehen die Titanen hervor, die Hekatoncheiren und die Kyklopen.



2.2 Aus den verschiedenen Verbindungen der Erde mit ihren Kindern füllt sich die Welt, es sind teils substantielle Bereiche, teils ordnende, normative Kräfte. Die Trennung der Geschlechterfolgen, die von Gaia ausgehen und die vom Chaos ausgehen, bleibt erhalten. Die Welt konstituiert sich aus dem Widerspiel des Gestaltlosen und Gestalteten, des abgründig-tiefen und des begrenzten, sicheren, des negativen und des normativen. In dieser Phase gestaltet sich die Welt in einem Widerspiel, keinem Kampf. Der Götterkampf tritt dann merkwürdigerweise auf der Seite der Gaia-Nachkommen entgegen als Motor jener Sukzession, die zum Regiment des Zeus führt. Das "System der positiven Dinge", wie es Hermann Fränkel genannt hat, gewinnt seine Ordnung - und damit seinen Bestand - aus einer Reihe von Machtkämpfen, die schließlich mit Zeus zur Ruhe kommen.

Gegen den Himmel, Uranos, den ersten Herrscher der Welt, empört sich die folgende Göttergeneration, die Kinder von Uranos und Gaia, die Ti-

tanen. Jene Titanengeneration wird von ihrem jüngsten Mitglied Kronos angeführt. Nicht zu übersehen ist, daß bei der zweifachen Sukzession, Sturz des Uranos durch Kronos und Sturz des Kronos durch Zeus, jeweils der jüngste Sohn Träger des Aufstandes ist. Charakteristisch für die hesiodische und die archaische Kosmogonie als Theogonie ist jener Antagonismus von genealogischer Abfolge, der zur Entfaltung der Welt, ihrer Besiedlung mit göttlichen Mächten führt, und der Unsterblichkeit, Unvergänglichkeit der Götter. Wenn Götter einmal in die Existenz getreten sind, können sie nicht mehr gänzlich verschwinden, vergehen, sterben. Auch Uranos und Kronos, die gestürzten Herrscher und ihre Helfershelfer, die Titanen, die die Generation der Kroniden verdrängt haben, bleiben notwendig Seiendes, Existierendes:

Das ist bei Uranos, dem Himmel, am deutlichsten. Kein Mythos könnte ernsthaft behaupten, Uranos sei in einem Götterkampf beseitigt worden und existiere nun nicht mehr. Auch als aus der Herrschaft verdrängter Gott ist Uranos der Himmel. Ein wenig anders liegen die Verhältnisse bei Kronos, der von Zeus samt den Titanen, genauer einer Gruppe der Titanen, in den Tartaros, also jenem Raum unterhalb der Erde, verbannt wird. Eine Parallelversion läßt ihn zum Herrscher auf den Inseln der Seligen im äußersten Westen werden.

Jener prinzipielle Antagonismus zwischen genealogischer Abfolge und ungebrochener kosmischer Präsenz findet in der hesiodischen Kosmogonie zwei in sich verschiedene, aber doch komplementäre Lösungen. Die eine betrifft vorwiegend, aber nicht allein, die Urgeneration. Sie besteht in der Konzeption, daß die Nachkommen der Urwesenheiten dem Existenzbereich der Eltern zugehörig bleiben, sie treten gleichsam nur als Konkretisierungen aus dem genealogisch früheren Bereich der älteren Stufe heraus, etwa der Himmel, die Berge, das Meer aus der Gaia; Flüsse und Okeaniden aus Okeanos und Tethys. Das bedeutet nicht weniger, als daß die Ursprünge Gaia und Chaos die "Welt" in ihrer Totalität umfassen.

Die zweite Lösung des Antagonismus von genealogischer Abfolge und grundsätzlicher Präsenz läuft auf ein Anhalten der zeugenden Macht des Götterkönigs hinaus. In der Abfolge der drei Herrscher Uranos, Kronos und Zeus entfaltet sich die Welt, mit Zeus' Herrschaft ist der Stand der kosmogonischen Gegenwart erreicht. Zeus' Herrschaft als die Herrschaft des allwissenden Gottes und als *Rechtsordnung* hat schließlich

Bestand. Gerade Hesiods Anliegen ist es, den Weg zu Zeus' Königtum als einen Weg zu einer garantierten Rechtsordnung zu beschreiben.

2.3 Jedem der drei Himmelherrscher ist es bestimmt, durch einen stärkeren Sohn entthront zu werden, jeder weiß irgendwie davon und versucht, durch eine List das Schicksal, sein Schicksal abzuwenden. Uranos, "dem seine Kinder von Anfang an verhaßt sind" (so Hesiod), verbirgt sie in den Höhlungen der Erde und wird durch eine List seiner Gattin Gaia und die Tat des Kronos gestürzt, Kronos, dem von seinen Eltern seine drohende Absetzung geweissagt worden war, versucht seinem Schicksal zu entgehen, indem er seine Kinder mit Rhea sofort nach der Geburt verschlingt: Auch er fällt durch die List seiner Gattin, die ihn mit einem in Windeln gewickelten Stein täuscht.

Allein Zeus' List, er verschlingt seine Gattin Metis, die ihm den präsumptiven Nachfolger gebären soll, ist vom Erfolg gekrönt: Er bleibt Herrscher der Welt.

Die Abfolge der Listen ist eine Verfeinerung im Anhalten des reproduzierenden Mechanismus. Uranos stößt seine Kinder wieder in die gebärende Gaia zurück, Kronos verschlingt die eben geborenen sofort, kann nun also selbst über sie verfügen, hat sie zueigen (das war der Fehler des Uranos, der sie ja weiter der Gaia überlassen hatte), Zeus schließt das "bilaterale reproduzierende System" gleichsam kurz: Er verschlingt die schwangere Metis. Zeus ist damit der einzige, der auf diese Weise gleichzeitig Nachkommenschaft und auslösende List der möglichen Gattin - Gaia, Rhea - ausschalten kann.

2.4 Nach diesen das Prinzipielle der Göttersukzession betrachtenden Ausführungen müssen wir uns nun bestimmten, für kosmogonische Mythen charakteristischen Einzelzügen zuwenden. Die auffallendsten Züge trägt der erste Herrschaftswechsel in der Herrschaft über die Welt. Er ist nicht nur von einer Entmachtung des vorhergehenden Himmelskönig begleitet, sondern auch von seiner Verstümmelung. Hesiod berichtet uns folgendes über die Sukzession Uranos - Kronos, Theogonie 154f:

"Denn alle Kinder, die aus Gaia und Uranos hervorgingen, gewaltige, waren ihrem eigenen Vater verhaßt von Anfang an, und sobald von ihnen eines geboren war, verbarg er sie alle in der Tiefe der Erde und ließ sie nicht ans Tageslicht. An dem üblen Werk aber erfreute sich Uranos. In ihrem Innersten bedrängt, stöhnte die gewaltige Gaia, eine üble, listige Abhilfe ersann sie. Sofort schuf sie die Erscheinung des

grauen Eisens und verfestigte daraus eine große Sichel. und sie wandte sich an ihre Kinder, bekümmert in ihrem Herzen und sprach zu ihnen ermutigend: Ihr Kinder von mir und dem grausigen Vater, wollt ihr nicht auf mich hören und die Schmach bestrafen, die euer Vater mir zugefügt hat?...

Es kam Uranos, die Nacht heraufführend. In Liebe sich sehnd umschlang er Gaia und bedeckte sie ganz. Da streckte der Sohn im Hinterhalt die linke Hand aus und nahm mit der rechten die gewaltige Sichel, die riesige, scharfzahnige, und schnitt dem Vater eilig die Schamteile ab, warf sie dann zurück, daß sie hinter ihn fielen. Sie entflohen seiner Hand nicht ohne Wirkung, denn alle Tropfen, die herunterrannen, nahm Gaia auf. Im Laufe der Jahre gebar sie die Erinnyen und die gewaltigen, riesigen Giganten...."

Betrachtet man Hesiods Bericht über die Uranos-Entmannung genauer, so zeigen sich eine Reihe von Widersprüchen und Unstimmigkeiten. So bleibt beispielsweise unklar, warum Uranos seine Kinder verbirgt. Als gewalttätig konnten sie sich ja noch nicht erwiesen haben, da er sie sofort wieder in den Schoß der Erde zurückgestoßen hatte. Ein wenig schwierig in der Konstruktion des Mythos ist es wohl auch, daß Kronos zwar wie alle anderen verborgen wird, aber trotzdem soweit handlungsfähig sein soll, daß er seinen Vater angreifen kann. Von einer Befreiung der Uranos-Kinder, um die es ja ebenfalls geht, berichtet Hesiod erst in einem ganz anderen Zusammenhang. Vor allem aber ist zu fragen, was die Entmannung des Uranos mit der Gefangenschaft der Gaia-Nachkommenschaft zu tun habe, so daß der gewaltsame Übergriff an diesem Punkt Abhilfe bringen kann.

Eine, wie ich meine, zutreffende Interpretation des Mythos hat erst die Ethnologie ermöglicht. Andrew Lang hatte bereits in Arbeiten von 1885 und 1887 auf Übereinstimmungen zwischen dem hesiodischen Mythos von der Entmannung des Uranos und einem Schöpfungsbericht der Maori hingewiesen. Dieser Hinweis blieb teils unbeachtet, teils glaubte man, ihn widerlegen zu können. Erst eine umfassendere Aufarbeitung des antiken und ethnologischen Materials durch W. Staudacher erlaubte die zweifelsfreie Einordnung der Uranos-Entmannung als einen Himmel-Erdetrennungsmythos (HET-Mythos, Willibald Staudacher, die Trennung von Himmel und Erde. Ein vorgriechischer Schöpfungsmythos bei Hesiod und

in Afrika, Dissertation Tübingen 1942). Staudacher hat eine Fülle von kosmogonischen Mythen zusammenstellen können, bei denen allen die entscheidende Tat darin besteht, daß ein Gott oder ein Mensch den Himmel und die Erde trennt. Der bekannteste Mythos dieses Typs, auf den Lang auch zuerst hingewiesen hatte, ist jener der Maori, eines auf Neuseeland ansässigen polynesischen Stammes. Die ausführlichste Version lautet in der Übersetzung von Bastian: "Die Himmel, die über uns sind, und die Erde, die unter uns liegt, sind die Erzeuger der Menschen und der Ursprung aller Dinge. Denn früher lagen die Himmel auf der Erde und alles war Finsternis. Nie waren sie getrennt gewesen. Und die Kinder des Himmels und der Erde suchten den Unterschied zwischen Licht und Finsternis zu entdecken, zwischen Nacht und Tag, denn die Menschen waren zahlreich geworden, aber die Finsternis währte noch fort. ...So ratschlagten die Söhne Rangis, des Himmels und Papas, der Erde, miteinander und sprachen: Lasset uns Mittel suchen, um Himmel und Erde zu vernichten oder sie voneinander zu scheiden. Da sprach Tuma-tauenga: 'Nicht also, sie mögen voneinander geschieden werden. Lasset den einen emporsteigen und für uns ein Fremder werden, den anderen lasset unten bleiben und uns eine Mutter sein.'

Ein australischer Mythos des Wotjobaluk-Stammes nimmt an, daß der Himmel ursprünglich so fest an die Erde gepreßt war, so daß die Sonne sich nicht zwischen ihnen bewegen konnte und ihre Bewegungsfreiheit erst dadurch erhielt, daß eine Elster sie mittels eines langen Stockes zum Himmel emporhob. In afrikanischen Mythen stampft eine Frau etwa Soyabohnen in einem Mörser. Als sie dabei mit der Mörserkeule gegen den Himmel stößt, fordert sie ihn auf, höher zu steigen. Der Himmel gehorcht und steigt dreimal höher und ist auf diese Weise so weit entfernt von der Erde wie heute. Verschiedene chinesische Sagenversionen kennen einen Himmel-Erde-Trennungsmythos, etwa wenn erzählt wird, daß am Anfang, als alles noch wüst und leer war, ein Weltei entstand. Als das entzwei ging, entstand ein menschliches Wesen, das aus der oberen Eischale den Himmel bildete, aus der unteren die Erde.

Die Parallelen aus den verschiedensten Bereichen und Zeiten der Erde zeigen in einigen Punkten eine erstaunlich weitgehende Übereinstimmung. Zwischen Himmel und Erde ist so wenig Raum, daß weder Menschen noch Götter, Tiere oder Pflanzen sich entfalten können. Je

nach dem Grad der Abstraktion verhindert die Nähe von Himmel und Erde ein Soyastampfen oder die Bewegung der Sonne.

Erstaunlicherweise wird die Nähe des Himmels oft mit einer totalen Finsternis verbunden gedacht, erst die Trennung des Himmels von der Erde läßt das Licht als einer eigenen Macht entstehen und die Erde beleuchten. Durch die ausgeführte Trennung, die häufig durch das Durchschneiden eines Verbindungsgliedes (etwa eines Baumes oder einer Liane oder einer Treppe, von Armen oder einer Nabelschnur) bewerkstelligt wird, bekommen die Bewohner der Erde den notwendigen Freiraum zur Entfaltung. Die Erde wird fruchtbar und es entsteht reiches pflanzliches Leben.

Für Hesiods Mythologem ist natürlich besonders interessant, ob sich im altmediterranen Bereich entsprechende Himmel-Erde-Trennungsmythen finden. Sie finden sich in der Tat, insbesondere in Ägypten und allgemein im altorientalischen Raum. Ein ägyptischer Welterschöpfungsmythos lautet: "In der Welt, die aus dem Urwasser entstanden war, sah es freilich noch verworren genug aus, denn noch waren Himmel und Erde nicht getrennt und die Himmelsgöttin Nut lag noch auf ihrem Gatten, dem Erdgott Keb. Da schob sich ihr Vater Schu, der Gott der Luft, unter sie und hob sie in die Höhe, was bis dahin geschaffen war, jeden Gott mit seinem Schiff, und Nut bemächtigte sich ihrer, zählte sie und machte sie zu den Sternen. Und auch die Sonne selbst war davon nicht ausgenommen, und sie alle fahren nun in ihren Schiffen auf dem Leibe der Nut. Das war die eigentliche Entstehung unserer jetzigen Welt. Seitdem Himmel und Erde so voneinander getrennt sind, haben alle Dinge ihre heutige Ordnung erhalten und nur die Knochen des Schu, dessen herrliche Arme die Nut tragen, verbinden noch die obere und die untere Welt." (A.Erman, Die Religion der Ägypter, S.62f.)

Der interessanteste Himmel-Erde-Trennungsmythos des altmediterranen Bereichs ist ohne Zweifel jener hethitische, den wir nach seiner Zentralgestalt und seiner literarischen Form als das Kumarbi-Epos zu bezeichnen pflegen. Hier läßt sich über das Himmel-Erde-Trennungsmotiv hinaus die Abhängigkeit des griechischen Mythenrepertoires von orientalischen Vorstufen mit Händen greifen. Nachdem Nilsson so nachdrücklich auf die mykenisch-minoischen Quellbezirke des griechischen Mythos hingewiesen hatte, ist mit dem Sukzessionsmythos von der Abfolge im

Königtum über den Himmel deutlich ein zweiter Herkunftsbereich aufzuzeigen.

2.5 Neben den dominierenden rhapsodischen Kosmogonien steht im griechischen Bereich noch ein zweiter Typ von Reflexionen über die Entstehung der Welt, ein Typ der unter dem Sammelnamen "Orphische Theogonien" zusammengefaßt wird. Die Epimenides, einen Sühnepriester des 7. vorchristlichen Jahrhunderts, zugeschriebene Theogonie bzw. Kosmogonie beginnt mit Aer und Nyx, aus ihnen entsteht Tartaros, die Tiefe. Aus diesem, oder aber dem Urpaar gehen dann zwei Titanen genannte aber in unserer Überlieferung namenlose Gestalten hervor, die sich miteinander verbinden und das Weltei erzeugen. Dieses Ei trennt sich dann selbstverständlich zu Himmel und Erde, woraus die folgenden Göttergenerationen entspringen. Das Prinzip dieser Kosmogonie ist deutlich erkennbar: In der Nachtfinsternis der gestaltlosen Dunkelheit strukturiert sich der Aer, das heißt die abgegrenzte konkrete Dunkelheit; so entsteht die Tiefendimension der Finsternis, der Tartaros.

Merkwürdig sind zunächst die beiden Titanen, die erst das Weltei erzeugen. Die engsten Parallelen dazu finden sich in einer phönizischen Kosmogonie, die ebenfalls bei Philon von Byblos berichtet ist. Der Ursprung aller Dinge sei dunkle, windige Luft und schlammiges, düsteres Chaos. Aus diesem entsteht Mot, der Ursprung aller Dinge; er formt in sich ein Ei. Unter Licht- und Wärmeerscheinungen bildet sich dann das Wehen (pneumata), durch das die Welt zum Leben erwacht. Auch eine sidonische Kosmogonie kennt das Weltei als Stufe der Kosmogonie. Hier öffnet der Handwerker Gott Chusor das Weltei, dessen beide Hälften Himmel und Erde sind.

Unter den frühen Kosmogonien verdient nur noch die des Pherekydes in unserem Zusammenhang eine Erwähnung. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts geschrieben, galt diese Kosmogonie mit dem Titel Pentemychos als das älteste Prosawerk der griechischen Literatur.

Das in ionischer Sprache geschriebene Buch begann folgendermaßen; Fragment I D.K.:

"Zas und Kronos waren immer und Chtonie, Chtonie aber ward "Erde" () benannt seit dem ihr Zas die Erde als ihr Geschenk gab."

In welcher Weise Chtonie "die Erde" als Gabe überreicht wurde, läßt das nächste Fragment vermuten.

Fragment II D.K.:

"Als der dritte Tag kommt für die Hochzeit, da macht Zas ein Gewand groß und schön und auf ihm webt er bunt die Erde und den Ogenos (Okeanos) und des Ogenos Häuser."

Dieses Gewand wird Chtonie offensichtlich überreicht; nach der Lücke im Fragment II D.K. geht es mit den Worten des Zas an Chtonie weiter:

"Denn da ich will, daß deine Hochzeit sei
ehre ich dich mit diesem. Du aber sei mir begrüßt
und sei mein Weib".

Dies, so sagt man, war die erste Entschleierung. Von hier kam der Brauch zu den Göttern und Menschen und "sie nahm das Gewand in Empfang." Für Pherekydes stehen somit am Anfang der Dinge die drei Gottheiten Kronos, Zas und Chtonie. Zas repräsentiert den Bereich des Himmels, Chtonie die Erdentiefe und die Unterwelt. Beide Gottheiten vermählen sich und institutionalisieren dabei den Ritus von Brautgeschenk und Entschleierung. Seitdem machen es Götter und Menschen so. Zas schenkte Chtonie ein Kleid, auf dem die Erdoberfläche (Ge) und der sie umfließende Ozean eingewebt sind. Durch dieses Hochzeitsgeschenk wird die Erdentiefe zur gestalteten, mit einer Oberfläche versehenen bewohnbaren Erde. Zas schafft die Erdoberfläche; das Bild, das er in das Gewand webt, und die Sache sind für archaisches Denken identisch. Aus einem Papyrosfragment erfahren wir, daß das Urgewand an einem geflügelten Baum befestigt wurde, jener hypópteros drys, der geflügelten Eiche, die den Interpreten soviel Schwierigkeiten gemacht hat.

2.6 Ein feststehendes und zugleich politisches und soziale Selbstdarstellungen der Oberschichten spiegelndes Muster kosmogonischer Modelle liegt in der Vorstellung, die "Welt" sei als Folge eines Kampfes in einem Kampf entstanden, oder zumindest so geworden wie sie jetzt ist. Insbesondere in der germanischen Mythologie wird die Entstehung und die Erhaltung der Welt gewissermaßen nach diesem Schema vorgestellt. Die nordgermanischen Götter sind in der literarischen Tradition, die uns zugänglich ist, vor allem als kämpfende Götter vorgeführt. Ihre Gegner sind die "Riesen" (jötnar), Gottheiten einer elementaren und bedrohlichen Natur, gegen die es die Welt zu verteidigen gilt. Diese Riesen sind "älter" als die Götter, die Asen und die Vanen, und der Kampf zwischen Riesen und Asen bestimmt auch das Ende der Götter (und der Welt), den ragnarök, die Götterdämmerung. Hier begegnet uns ein Typ von

Götterkampf, dessen grundsätzlicher Antagonismus sich von dem "Wettkampf-Charakter" der homerischen Beispiele wesentlich unterscheidet. Dieser Antagonismus von Göttern und Riesen spiegelt eine bestimmte Qualität im Zustand der Welt. In dem ersten Kampf zwischen Göttern und Riesen wird der Riese Ymir getötet und aus seinen Körperteilen die bewohnbare Welt, Midgard, aufgebaut. Im Kampf gegen dieselbe Gruppe von "Riesen", in Einzelkämpfen der Götter, Odin gegen den Fenriswolf, Surtr gegen Freyr, Heimdallr gegen Loki, Thor gegen die Midgard-Schlange - bei denen die Kampfpartner sich jeweils gegenseitig vernichten, in der Wechselseitigkeit das konzeptionelle Gegenstück zur Weltentstehung - in diesen Kämpfen geht die Welt unter. Das ist der Punkt, an dem sich der strukturelle Rahmen der verschiedenen Götterkämpfe wesentlich unterscheiden kann: Ist der Kampf der Götter gegen die "negativen", destruktiven Mächte ständig zu führen, (wie in der germanischen Konzeption), haben gar die Mächte des Bösen gegenwärtig die Oberhand (wie im zervanitischen Mythos), oder stand der Kampf gegen sie einfach nur am Anfang der Welt ?.

Für die zuletzt genannte Möglichkeit bietet die mesopotamische Mythologie eines der ältesten Beispiele: Nach einem Übergriff des Ea gegenüber dem Apsu bedroht Tiamat, Repräsentantin der Tiefe (und des Salzwassers) die Götter insgesamt. Marduk, in der babylonischen Fassung, tritt in einem kosmologischen Kampf gegen Tiamat an besiegt sie und zerteilt sie zu Himmel und Erde. Marduk hatte sich als Preis für den gefährlichen Kampf ausbedungen, daß er im Falle seines Sieges die Herrschaft über die Götter bekommen sollte. Weltentstehung, die Trennung von Himmel und Erde aus der Zerteilung eines Urwesens, Herrschaft, Herrschaft eines Gottes über andere Götter - und die Vorherrschaft einer Stadt, Babylons, über die anderen sumerischen Stadtstaaten, sind so in demselben Mythos zusammen verhandelt: Kampf, Sieg und Herrschaft sind die Grundmuster, die die Weltentstehung und politische Ordnung miteinander verbinden.

Ausgangspunkt dieser sumerischen "Schöpfung" ist die Opposition einer Göttin, von Tiamat, die in einer bestimmenden kosmogonischen Phase gegen die Götter, und zwar gegen alle Götter aufgetreten ist. Sie ist zwar eine "götterfeindliche Göttin", aber sicher nicht so etwas wie ein "Prinzip des Bösen", gar der Ursprung des Bösen in der Welt. Der

Kampf gegen sie ist mit der Entstehung der Welt und der Errichtung von Herrschaft auch beendet. Er wird zwar in den Neujahrfesten regelmäßig kultisch vergegenwärtigt, sein siegreicher Ausgang steht aber nicht mehr in Frage.

Etwas komplizierter liegen die Verhältnisse in der vedischen Mythologie mit dem kosmogonischen Götterkampf zwischen Indra und dem Vritra-Drachen. Vritra blockiert und versperrt die "Welt", hält die Wasser fest, ist Indra Antagonist. Mit der Tötung des Vritra-Drachens wird die Erde erst bewohnbar, es entsteht ein Zwischenraum zwischen Himmel und Erde, - das alte Himmel-Erde-Trennungs-Motiv.

Auch die altiranische Mythologie kennt den Drachenkampf am Anfang, den Kampf gegen den Drachen Azi, der ein böser Herrscher über die Welt ist. Unter dem Einfluß des Zoroastrismus konzentriert sich freilich das Interesse auf Ahriman, den Antagonisten in voller Ausprägung. Er tritt zu einem gewaltigen Endkampf an, Modellfall aller Apokalyptik, - und wird überwunden: die Menschheit kann erlöst werden. Mit dem Zoroastrismus begegnet uns zu ersten Male ein ausgeprägter Dualismus, der sich auch in einer Wertung des Schöpfung dieser Welt spiegelt: Auch der "böse Geist" ist Schöpfergott, ist notwendiger Agent für die Entstehung dieser Welt. Im Manichäismus schließlich ist diese Tradition zu ihrer letzten Konsequenz gekommen: Die Welt, diese Welt ist der Sturz des Lichtes in die Materie, ein Fall, ein Verlust und eine Gefangenschaft; das Licht muß wie die diesem Reiche angehörenden Wesen "erlöst" werden. Die Manichäismus stellt eine entwickelte, rationalisierte "Kunstmythologie" dar, die zwar aus der mediterranen Religionsgeschichte eine Fülle von Motiven aufgreift, sich jedoch zugleich weit von den elementaren Vorstellungen dieses Raumes entfernt hat.

2.7 Diesen elementaren Modellvorstellungen über die Entstehung der Welt möchte ich mich nun noch einmal zuwenden. Entstehung der Welt aus Urwesen, durch Zeugung, Selbsterzeugung, Aus-sich-Entlassen, Kampf und Herrschaftszukzession haben wir bereits kennengelernt. Es sind, in der Terminologie von Ernst Topitsch, biomorphe und soziomorphe Modelle, d.h., Erscheinungen der "Welt" werden nach den Mustern von Säen und Erzeugen, Wachsen und Aufblühen, Sich-Fortpflanzen und Ausbreiten, interpretiert, - soweit die Grundmuster der biomorphen Modelle. Die soziomorphen Modelle beziehen darüberhinaus Vorstellungen und

Plausibilitätsschemata sozialer Beziehungen, zwischen Eltern und Kindern etwa, Herrschern und Beherrschten, Ehepartnern und sozialen Gruppierungen, in die Deutungsmuster ein. Zu den soziomorphen Modellen ist wohl auch eine Schöpfung durch das Wort, durch einen Befehl oder durch die Nennung des Namens zu rechnen.

Neben diesen Modellen gibt es nun, als dritte Gruppe die Modellvorstellungen, die handwerkliche Produktionsverhältnisse mitheranziehen, die technomorphen Modelle. Welterschöpfung - aber auch die Erschaffung des Menschen - als handwerklicher Akt: Wir finden hier das Formen aus den verschiedensten Materialien, Erde, Ton, Holz, Metall, das Weben (- an die Schaffung der bewohnten Erde in einem Hochzeitskleid bei Pherekydes sei erinnert), unterschiedlichste Prozessen des Zertrennens und Scheidens oder des Zusammenfügens, der "Komposition".

Alle diese Muster setzen voraus, daß das "Material" aus dem etwas geschaffen wird, bereits vorhanden ist: Wasser, Luft, Erde, Ton, Holz usw. Das Erkenntnisinteresse ist deutlich auf den *Prozess des Ordnen*s und Gestaltens konzentriert, nicht auf den Ursprung der Ursubstanz. Dieses gilt übrigens auch bis hin zur Umsetzung der Weltentstehungsmodelle durch die griechischen Vorsokratiker: Zumindest eine Ursubstanz, der "Anfang", die *arche* wird vorausgesetzt, von da ab dann freilich der "physikalische" Prozeß, die jeweilige Relation der seienden Dinge zu dieser Ursubstanz allein thematisiert.

Der gewissermaßen selbstverständliche Konsens nahezu aller früherer Kosmogonien - dazu gehört auch die des AT -, daß das Material der Welt "da" ist, und Schöpfung seine Gestaltung und Ordnung bedeute, wird erst im Rahmen einer relativ späten philosophischen und theologischen Auseinandersetzung verlassen. Nun, nach einer "Entgötterung" und "Entgöttlichung" der Welt, die in den frühen biblischen wie philosophischen, griechischen Kosmogonien parallel zu verfolgen ist, entsteht das Problem der Priorität von Materie und Schöpfer. Das Postulat einer *creatio ex nihilo* ist Teil einer Lehre von der Souveränität des einzigen Gottes, Teil der Ansammlung von Vollkommenheitspostulaten. Ihr steht die These der griechischen Physik gegenüber, die in ihrer atomistischen Variante ihren programmatischen Ausdruck gefunden hat: *nullam rem e nilo gigni divinitus unquam* "kein Ding könne aus nichts

entstehen, nicht einmal auf göttlichen Befehl". Die Vorstellung einer Schöpfung und der Materialismus stehen sich seitdem unversöhnlich gegenüber.

3 Anthropogonien

3.1 Außerhalb des alttestamentlichen Kanons haben es Anthropogonien, die Erzählungen über die Entstehung von Menschen, mit den Theogonien gemeinsam, daß sie eher beiläufig erzählt werden. Die Existenz von Menschen ist in diesen Entwürfen genauso selbstverständlich wie die von Göttern. Nicht die Schaffung oder Schöpfung des Menschen ist das eigentliche und "mythisch" reflektierte Problem, sondern, auf welche Weise sich sein Verhältnis zu den Göttern gestaltet hat: Ist er nur dazu da, für sie zu arbeiten und ihnen Opfer zu bringen? - so die mesopotamische Fragestellung - oder: seit wann speisen Menschen Götter nicht mehr zusammen, seit wann bringen die Menschen von jeder Tier-schlachtung Opfer dar, - aber nur die ungenießbaren Teile? Wir haben hier letztlich dieselbe Relation wie bei den Kosmogonien: Die Existenz der Materie, des Urstoffs wird vorausgesetzt, die Bedingungen unter denen eine Ordnung errichtet wurde, sind das eigentliche religiöse Thema. An diesem Punkt verbindet sich auch die mythische Erinnerung mit der rituellen Vergewisserung: Die Wiederholung der mythischen Setzungen sichert die Ordnung, nicht die "Existenz".

Die hier nur sehr allgemein charakterisierten Verhältnisse lassen sich wiederum bei den Griechen sehr gut verfolgen, weil sich bei ihnen ebenso altorientalische und "europäische" Traditionen verknüpfen wie "naturwissenschaftliche" und theologische (im engeren Sinne).

Nur auf den ersten Blick erscheint es als merkwürdig, daß die Griechen keinen allgemein verbreiteten im großen ganzen anerkannten Mythos für die Entstehung der Menschen kannten. Ihre ersten Ursprünge, wie jenes Paar Adam und Eva und die Weise ihrer Erschaffung für uns, scheinen sie nicht in dem Maße zu interessieren wie ihre kultische und kulturelle Entwicklung.

So läuft eine ganze Reihe von Ursprungserzählungen, anthropogonischen Mythen um, von denen keine einzige eine weitergehende Verbindlichkeit bekommen hat. Der Kirchenvater Hippolytus, gestorben 235, zählt die verschiedenen Ursprungserzählungen, die einander widersprechen, mit

dem Vergnügen dessen, der es ganz genau weiß, in seiner *Refutatio omnium heresium* 5,6,3 auf:

"Die Erde war es, die als erste den Menschen emporgesandt hat. Eine schöne Frucht stiftend, da sie die Mutter nicht nur von gefühllosen Pflanzen und unvernünftigen Tieren sein wollte, sondern auch eines zahmen und frommen Lebewesens. Es ist indessen schwer herauszufinden, ob Alkomeeneus in Bötien am Kopais-See als erster Mensch emportauchte, ob es die idäischen Kureten waren, die ein göttliches Geschlecht, oder die phrygischen Korybanten, die der Sonnengott zuerst erblickte, als sie wie Bäume emporschossen; ob Arkadien den Pelasgos, der schon vor dem Mond da war, oder Eleusis, den Dysaules den Bewohner des rharischen Gefildes oder Lemnos, den Kabiros als ersten Menschen gebar, einen schönen Knaben in unaussprechlichen Mysterien oder Palene den phlegräischen Alkyoneus, den ältesten der Giganten?"

Eine andere Ursprungserzählung, nun die Herkunft eines einzelnen Volkes betreffend, berichtet von der Entstehung der Spartoi aus den Zähnen des heiligen Drachens am Dirke-Quell. Diesen Erzählungen ist gemeinsam, die Bewohner einer bestimmten Landschaft als autochton, als ursprünglich entstanden und von Anfang an ansässig zu erweisen. Diese Autochtonie-Mythen, werden später von den atheistischen Philosophen fast pauschal übernommen, - auch für Lukrez noch sind die Menschen aus dem Uteri der Erde entstanden.

3.2 Für die grundsätzliche Veränderung der Lebensbedingungen der Menschen gibt es im griechischen Bereich zwei verschiedene Mythologeme, jenes, das sich zunächst ganz allgemein mit Prometheus und Pandora charakterisieren ließe, und das der vier bzw. fünf Weltalter.

Unter der isolierenden Fragestellung nach der Anthropogonie, der Menschenschöpfung, ist der sogenannte Weltaltermythos außerordentlich aufschlußreich. Hier wird nämlich so nebenbei berichtet, daß die Götter, die olympischen Götter die Menschen fünf Mal (!) erschaffen hätten: Zuerst das goldene Geschlecht, - das ausstirbt, dann das silberne, das von Zeus im Zorne vertilgt wird, weil es die geforderten Opfer nicht bringen will, dann die Menschen des ehernen Geschlechts, die sich gegenseitig umbringen, schließlich das Geschlecht der "Herosen", die auf den Inseln der Seligen enden, und zum Schluß das eiserne Geschlecht, das schlechteste, das von Zeus vernichtet werden

wird. Dieser Weltaltermythos des Hesiod, ein Degenerationsmythos, an dessen schlechtem Ende die Gegenwart steht, ist ein guter Beleg für die schon mehrfach betonte Beobachtung, daß nicht die Erschaffung selber im Zentrum der mythischen Aussage steht, sondern die Errichtung einer Ordnung, oder der Verlust dieser Ordnung, wie im Falle des Hesiodischen Mythos. Unter dieser Perspektive, mit diesem Erkenntnisinteresse, kann Hesiod ohne weiteres, - und übrigens ohne Notwendigkeit - die olympischen Götter die Menschen fünf Mal hintereinander erschaffen lassen!

4 Grenzprobleme und Konsequenzen

Ich möchte nun, in einer kurzen Zusammenfassung auf einige Grenzprobleme der Weltentstehungsmythen und die Konsequenzen kosmogonischer Konzepte und Intentionen eingehen.

4.1 Die kosmogonischen Schilderungen sind sehr deutlich von dem Bewußtsein der Zentralität bestimmt: Mythische Geographie lokalisiert das eigene Land, die eigene Existenz grundsätzlich im Zentrum. Das Totenland, das Jenseits liegt dann jeweils in der äußersten Entfernung, an den äußersten Grenzen der Welt, ist aber grundsätzlich immer noch "diesseits" der Welt, Teil dieser Welt. Diese Selbstverständlichkeit und Gewißheit, "im Zentrum zu stehen", ist am massivsten und folgenreichsten angegriffen, wenn nicht nur das eigene Land, sondern gar die eigene Welt aus dem Zentrum des Kosmos gerückt wird, marginalisiert wird. Die Reaktion auf den Schock der kopernikanischen Wende, diese "erste große Kränkung des menschlichen Selbstbewußtseins", hat am eindrucksvollsten Brecht in der Rede des "sehr alten Kardinals" in der 6. Szene des "Leben des Galilei" gestaltet: "...ich bin im Mittelpunkt, und das Auge des Schöpfers ruht auf mir und auf mir allein. Um mich kreisen, fixiert an acht kristallinen Schalen, die Fixsterne und die gewaltige Sonne... So kommt sichtbar und unwiderleglich alles an auf mich, den Menschen, die Anstrengung Gottes, das Geschöpf in der Mitte."

Den Wendepunkt, die Bruchstelle zwischen der selbstgewissen Zentralitätsvorstellung und der Konsequenz eines Entwurfs, die das ausschließt, bilden die antike Atomistik und die an sie anschließenden Naturwissenschaften. Eine Vielzahl von Welten, von Lebewesen bewohnten

Welten, ist hier notwendiger Teil des Gesamtentwurfs und liegt in der Logik der materialistischen und mechanistischen Prämissen. Auch aus diesen Gründen haben die Kirchenväter die Möglichkeit einer Vielzahl von Welten einhellig bestritten. Augustins Argumentation ist bis an die Grenzen der Neuzeit verbindlich geblieben: die Entscheidung Gottes, heißt es *De civitate Dei* 11,5, "diese eine Welt an diesem Ort zu diesem Zeitpunkt zu schaffen, schließe alle anderen Erwägungen, so auch die der Epikureer von unzähligen Welten aus .

Erst die "kopernikanische Wende" mit ihrem Weg von der geschlossenen Welt zum offenen Universum bringt eine neue Qualität in die Diskussion über andere Welten und trifft allmählich auch auf die Bereitschaft, sich auf ein "neues Weltbild" und ein Bild anderer Welten einzulassen. Das Thema der "Mehrzahl von Welten" hat seitdem die europäische Religionsgeschichte nicht mehr verlassen, es ist, wie man gesagt hat, der Mythos der Neuzeit.

Eine vergleichbare Situation, wie sie die kopernikanische Wende und Galileis Forschungen für die theologische Dogmatik und das Weltbild der Gebildeten ergeben hatten, hatte es rund 100 Jahre vorher schon einmal gegeben. Mit der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus war eine "neue Welt" (*mundus novus*) gefunden worden, deren Einordnung in die Schöpfung(sgeschichte) theologische Kontroversen auslöste. Wenn die Bibel nur eine Schöpfung und einen Heilsplan kennt, der auf die Menschheit, diese Menschheit ausgerichtet ist, was bedeutet es dann für das christliche Selbstbewußtsein, wenn Antipoden und "Indianer" - vielleicht nicht von Adam abstammen? Wie kam dann die Erbsünde zu den Indianern? Sind sie etwa nicht erlösungsbedürftig? Die Thesen von Isaac de la Peyrère, es habe schon vor Adam oder gleichzeitig mit ihm Menschen auf der Erde gegeben, 1655 in den Büchern *Prae-Adamitae* und *Systema Theologicum* anonym publiziert, schienen die Einheit der Schöpfung infragezustellen: la Peyrère entging mit Mühe dem Scheiterhaufen.

4.2 Die europäische Religionsgeschichte zeigt noch eine andere Form, einen anderen Typ der religiösen Wahrnehmung der Welt, der gleichermaßen die Grenzen eines christlichen Schöpfungsglaubens berührt: ich meine damit die Tradition des Pantheismus. Nachdem bereits deistische Strömungen im 17. Jahrhundert ein aktuelles Verhältnis von Gott und

Welt nach der Erschaffung der Welt aufgehoben hatten, bringt der Pantheismus, eine Wortschöpfung John Tolands, eine neue Schärfe in die Diskussion über das Verhältnis von Gott und Welt. Wenn Gott und Welt im Sinne eines konsequenten monistischen Pantheismus identisch sind, gehen sowohl die Personalität Gottes wie die Idee einer Schöpfung (mit der Differenz von Schöpfer und Geschöpf) verloren. Karl Mannheim hat wohl mit einem gewissen Recht gesagt, der Protestantismus habe, wenn er atheistisch werde, eine Tendenz zum Pantheismus, während der Katholizismus, wenn er atheistisch werde, in einem Materialismus münde. Diese Entwicklungen haben in den letzten Jahren eine neue Aktualität gewonnen: Publikationen, die Physik und Naturmystik, Kosmologie und Transzendenz, postmoderne Wissenschaft und eine Theologie der Natur zusammenbringen wollen, häufen sich. Es sieht so aus, als ob der Pantheismus als die "heimliche mystische Religion der Naturwissenschaftler" das Paradigma "Schöpfung" durch "Selbstorganisation der Materie", durch "autopoietische Systeme", durch ein "holographisches Weltbild", alles neue Mythologeme in einer naturwissenschaftlich orientierten Sinnproduktion, abzulösen beginne.